

Die chinesischen Aerzte

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **141 (1862)**

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373146>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gegründet ist? Wozu dieses Wohlleben in den Häusern durch tausend unnöthige Dinge, da sich's so wohl leben läßt in schweizerischer Freiheit? In der Sandwüste von Berlin und im einförmigen Frankreich mögen sie Paläste aufzuführen; aber wir in der Schweiz um unsere Berge herum wollen nur einfach, gesund und freundlich bauen. „Mein Häuschen steht im Grünen“, das bleibe schweizerischer Baustyl; dann bleibt's auch im Herzen grün.

Viertens: Gott hat in Glarus Katholiken und Reformirte neben einander gleichmäßig in den Staub gebeugt. Die Häuser der Katholiken flackerten wie die der Reformirten, und die Kirche deckte in ihrem Sturz die reformirte und katholische Orgel. Wenn nun Gott in einer kurzen Stunde Alle so sehr beugt, Alle im Frieden zunichte macht, zu Allen sagt: ihr seid Staub, ein wehend Blatt im Winde; euer Leben und eure Herrlichkeit währt einen Augenblick: ist's dann nicht die größte Thorheit von der Welt, wenn man einander in dieser kurzen Stunde um des Glaubens willen haßt oder nur scheel ansieht, um des Glaubens willen, der doch in den wichtigsten Stücken der gleiche ist? Wollen wir einander nicht lieben und „je Einer den Andern höher achten als sich selbst?“ Das wäre ein rechtes Freudenleben.

Und zuletzt noch eine Freude! den Glarnern ist mächtig geholfen worden. Gegen 2½ Millionen nur an Geld sind zusammengesteuert worden. Dazu kamen ganze Massen von Kleidern, Lebensmitteln, Mobilien. In der erfindlichsten, liebevollsten Weise wurde für alle kleinsten Bedürfnisse gesorgt. So weit der Feuerschein seine Höhe trug — und er trug ihn weit nach Schwaben hinaus — ja weit darüber hinaus, haben Menschen geholfen ohne Unterschied des Stammes und der Religion. Aber als Schweizer dürfen wir noch eine besondere Freude haben. Dieses glarnerische Feuer hat den Schweizernamen und die Schweizerfreiheit um eine mächtige Stufe gehoben. Es muß etwas sein um die Freiheit! Es war zwar nur Geld und Lebensmittel und Kleidung, aber auch persönliche Hülfe. Es wurde auch der Gesundheit und des Lebens nicht geschont. Und wer im Feuer so hilft und im Unglück so beispringt, der würde auch helfen, wenn andere

Güter in Noth kämen, der würde auch Freiheit und Heimath vertheidigen. O, prahlen wir vor keinem Menschen darob; aber zu unserm Gott im Himmel wollen wir es in hellen Liedern singen!

O, tragen wir Sorge zu unserer schweizerischen Freiheit durch schweizerische Einfachheit und Treue! „Das Heil kam von den Juden.“ O Schweiz, sei das dein Ehrenberuf in der europäischen Welt, daß deine Freiheit nicht wie ein Alpensturm herabstürze, aber wie ein milder Glanz unwillkürlich scheinen müsse in alle umliegenden Länder!

Die chinesischen Aerzte.

Die Aerzte in China sind zugleich Apotheker und verschreiben daher immer eine Menge Arzneien; dagegen hilft sich der Chineser und handelt mit dem Arzte über den Werth und Preis der verordneten Arzneien, verlangt minder theuere, läßt welche weg, um es billiger zu haben, wenn sie auch langsamer wirken; zuletzt läßt sich der Arzte auch einen Rabatt gefallen. Oft überlegt der Familienrath des Kranken erst kalt, ob bei dem hohen Alter des Patienten und bei der Hoffnungslosigkeit das Geld auch noch daran zu wenden sei, und ob man die Sache nicht lieber gehen lasse. Jeder übt die Medizin frei aus; die Regierung kümmert sich nicht darum, ob die Menschen leben oder sterben, wo noch Hülfe und Rettung möglich wäre. Die Besuche werden nicht bezahlt, nur die Arzneien, die immer billig und auf Kredit verkauft werden, daher nur $\frac{1}{3}$ des Geldes eingeht. Haben sie keinen Erfolg, so zahlt man überall nicht. Stirbt der Kranke, so muß der Arzte sich oft verstecken oder flüchten. Um Vertrauen zu gewinnen, muß er indeß unter der Leitung eines geschickten Meisters studirt haben. Gegen Pfücher verordnet das Strafgesetzbuch eine Untersuchung durch ein Geschworenengericht von Aerzten, die der Beamte beruft. Erkennt dieses, daß der Tod bloß durch Unwissenheit und Ungeschicklichkeit erfolgte, ohne die Absicht zu schaden, so kann er sich, wie Jeder, der unfreiwillig eine Tödtung verursachte, von der Todesstrafe loskaufen, verliert aber für immer das Recht, als Arzte weiter aufzutreten. Wicht er aber von dem hergebrachten Verfahren ab, um mehr Geld von dem Patienten zu beziehen, so

wird er mit dem Tode bestraft. Die Aerzte beschäftigen sich jeder nur mit besondern Krankheiten, die einen mit denen, die durch die Hitze, die andern mit solchen, die durch die Kälte entstehen; einige treiben Nadelpunkturen, andere heilen Knochenbrüche, einige Kinder-, Frauen- oder Greisen-Krankheiten; wenige werden reich.

Neue Spekulationen.

In Wien ging ein junger Mann gegen Abend spazieren; vor ihm her schritt eine junge, fein gekleidete Dame. Der junge Mann dachte gerade: „Vog Tausend, die ist schön!“ da verlor die junge Dame etwas und verschwand um die Ecke. Der junge Mann bückte sich, hob's auf: eine elegante Briestafche. Was war darin? Geld nicht, aber viele feine Briefe. Die Mutter hatte sie geschrieben, eine offenbar reiche Frau; die Tochter war in W. bei der Tante zum Besuch (da stand sogar die Adresse) und ward gebeten, nächstens heimzukommen. „Ein junger Mann muß Glück haben!“ sagte der junge Mann, machte der jungen Dame sammt Tante seinen Besuch und überreichte die verlorene Briestafche. Die Damen dankten sehr artig und erlaubten, wieder zu kommen. Der junge Mann kam öfter, man ward gegenseitig wärmer, und nach 14 Tagen war der Glückliche Bräutigam. Er schwamm in Wonne, verkaufte, was er hatte, lieb von Freunden und kaufte einen prächtigen Shawl und Schmucksachen für die Braut und einen kostbaren Muff für die Tante. Auf einmal waren die Damen verreist, ohne zu hinterlassen, wohin. Später erfuhr er durch die Polizei, daß die junge Dame es nicht auf sein Herz, sondern lediglich auf seinen Beutel abgesehen und schon mehr dergleichen Briestafchen verloren hatte.

Zu Paris ist ein respektabel aussehender Herr eben in ein Zimmer eingebrochen und im Begriff, den Kleiderschrank zu leeren, als der Herr zur Thür hereintritt. Mit größter Ruhe wendet sich der Fremde um und spricht: „Ich habe Sie hier erwartet; ich habe den Auftrag, Sie zu verhaften; diese Kleidungsstücke nehmen wir mit!“ Und damit packt er einen Ueberrock, zwei Paar Beinkleider, drei Sommerjacken und noch mehrere andere Dinge in ein Bündel

zusammen und sagt: „So! Nun kommen Sie mit! Ich werde das Bündel tragen, und Sie können auf der Straße ein paar Schritte vor mir hergehen, damit die Leute nicht merken, daß Sie mein Gefangener sind.“ Der Herr war so bestürzt über seine unerwartete Verhaftung und Wegführung, daß er willenlos dem Befehle des Fremden folgte. Als er sich aber ein Mal auf der Straße nach seinem Wächter umsah, war dieser mitsammt dem Bündel verschwunden.

Letzten Winter kam in München in den Laden eines Messgewandhändlers ein wohlgekleideter Mann und fragte nach Messgewändern. Es wurden ihm sofort solche gezeigt, und der Mann war auch mit den verlangten Preisen bald zufrieden. Nur wollte er sich vergewissern, ob die Gewänder für den geistlichen Herrn, für welchen er sie kaufen wollte, auch paßten, und ersuchte deshalb den Verkäufer, weil dieser dieselbe Statur wie der betreffende Geistliche habe, sie anzuprobiren. Dem wurde auch entsprochen. Während sich aber der nichts Böses ahnende Händler mit den Messgewändern bekleidete, entwischte der Fremde und nahm ein im Laden befindliches Kästchen mit werthvollen Sachen mit. Der Händler eilte sofort auf die Straße nach, wo die Leute, als sie ihn im Messgewand erblickten, glaubten, er habe die Besinnung verloren, und ihn festhielten. Als es dem Bestohlenen gelang, die Sache aufzuklären, war der Dieb glücklich entwischt.

In Stuttgart war letzten Winter bei einer reichen Dame eine große Gesellschaft versammelt, als ein Fremder etwas hastig in das Vorzimmer trat. Er übergibt dem zur Empfangnahme der Mäntel und Pelze hier aufgestellten Diener ein schön gesticktes Taschentuch mit den Worten: „Hier ist das Taschentuch, das die Frau vom Hause als verloren hat ausschreiben lassen.“ Der Diener bringt es seiner Herrin im Gesellschaftszimmer, und der Fremde ist natürlich mit allen Pelzen verschwunden, ehe die Dame erklärt hat, daß sie kein Taschentuch verloren habe. — Der nämliche Industrieritter, eine Menge Röcke und Hosen auf dem Arme tragend, begegnete im Hausgange eines von vielen Miethsleuten bewohnten Hauses einem erst kürzlich eingezogenen